

Buchtipp des Monats Juli:

Esther Kinsky, Banatsko. Matthes und Seitz, Berlin 2011, 242 Seiten, ISBN 978-3882217230

Ein stilles, leises Buch hat Esther Kinsky da geschrieben, in einer Sprache die ihresgleichen sucht in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur.

„Es war Sommer, als ich nach Battonya kam. Die Eisenbahnstrecke war zu Ende. Die Gleise versickerten ein paar hundert Meter weiter in Gestrüpp und Schotterhaufen.“ So beginnt ein Buch, das sich Roman nennt und doch eher eine Mischung aus Landschaftsbeschreibung und Reise-Erzählung ist.

Tatsächlich spielt es am Ende der Welt oder an deren Rand, der im übrigen mitten in Europa liegt und Banat heißt, jener Raum, der einst, zu k.u.k.-Zeiten, von Donauschwaben besiedelt war und heute aufgeteilt ist auf Ungarn, Rumänien und Serbien.

Es ist, so stellt das Buch es da, ein Land, das langsam zerfällt, dessen Menschen sich irgendwie mit dem Zerfall arrangieren, es ist gleichzeitig ein Land, in dem Menschenleben spielen, Liebe und Tod, Armut und bisweilen auch Reichtum, wie überall auf der Welt.

Die Erzählerin des Romans - das Buch ist in der Ich-Form geschrieben - nähert sich zunächst eher der Landschaft an als den Menschen. Dann aber gibt es Begegnungen mit den Einheimischen, ein allmähliches Heimischwerden, unerwartete Unterstützung für die Fremde. Und es scheint, als seien alle, die da wohnen, irgendwie fremd im eigenen Leben.

Der Akkordeon-Spieler ist beispielsweise eine solche Figur, der da sitzt in der Wirtschaft, der vielleicht schläft und dann doch plötzlich zu spielen beginnt. Und wenn Liebende in die Kneipe kommen, was selten genug geschieht, dann spielt er besonders auf, so dass die Liebenden merken: Er versteht etwas von der Liebe, aber das bleibt im Geheimnis der Musik.

Die Erzählerin sucht Orte, Städte in allen drei Ländern auf. Manchmal stößt sie auf Misstrauen: Eine Vertriebene, die ihre Habe wieder will? Sie wird auf Friedhöfe geführt, die voll deutscher Namen sind. Aber es gibt keine Menschen deutscher Sprache mehr dort, im Alltagsleben.

Amüsante Situationen werden auch geschildert, ein Dacia etwa, der mit einer Luxus-Karosse zusammen stößt und dabei vollkommen auseinander bricht, der Fahrer, der sich erst schwer verletzt gibt, als der Krankenwagen kommt...

Und dann gibt es in dem Buch dieses Liebesmärchen: „Einmal wohnte ein Mädchen am Rande einer Ortschaft dieser Gegend...“. Und der schönste Ausdruck der Liebe ist der Bau einer „Sommerdusche“, „das war einfaches hohes Holzgestell. Oben war ein Eimer befestigt, der mit Wasser gefüllt wurde. Das Wasser erwärmte sich in der Sonne, und an einer Schnur im Eimerrand ließ sich der Eimer neigen. Das Mädchen liebte die Sommerdusche sehr...“.

Es sind teils skurrile, teils völlig alltägliche Gestalten, die diese Landschaft und damit auch den Roman bevölkern. Die Handlung besteht im Reisen und Beobachten.

Warum also sollte man ein solches Buch lesen?

Zu allererst der Sprache, der Sätze, der Wörter wegen, die sich hier finden. Da geht jemand mit der Sprache um, wie mit einer Geliebten. Und das ist faszinierend.





Dann aber wegen der Landschaft und um der Menschen willen, die da erzählt werden. So schön und zugleich realitätsnah haben nicht einmal Herta Müller oder Richard Wagner, diese beiden aus dem Banat stammenden Schriftsteller, ihre Landschaft ins Wort gebracht. Es ist Gegenwart, die da zur Sprache kommt, und doch ist die Last der Vergangenheit verhalten zu spüren, nicht klagend oder gar anklagend, einfach da ist sie, in den Gesichtern der Menschen, in den langsam verfallenden Bahnhöfen, in den städtischen Gemäuern, in den aufgelassenen Industrie-Anlagen.

Warum also lohnt es sich dieses Buch zu lesen? Weil auch die Lesenden dabei still werden, weil sie einer Welt ausgesetzt sind, die mitten in Europa und dennoch jenseits der Welt liegt. Weil es dort Berge gibt, die ein Versprechen sind und Land, das wie ein abgeflossenes Meer wirkt. Unterirdisch vielleicht eher als überirdisch. Weil die Lesenden aus diesem Buch mit einer neuen Sprache auftauchen, mit einem sprachlichen Blick für das Kleine und Unscheinbare. Und das, immerhin, ist viel in unserer Welt, die mit schreienden Farben und lauten Tönen daherkommt. Ein wundervoller Beitrag zur Entdeckung der Langsamkeit.

Michael Krämer